

Ich war ein Junge wie du, nur um weniges jünger, als ich von den Wällen meiner Vaterstadt die feurigen Türme, von denen ich auf den ersten dieser Blätter erzählte, in den aufgehenden Morgen hineinragen sah. Dieser herrliche Anblick prägte sich meiner kleinen Seele tief ein, und ich träumte Tag und Nacht von dem goldenen Bilde, und als ich größer wurde, war es mir ein Symbol alles Goldenen, was des Menschen Sehnsucht, himmlischer Abstammung sich bewußt, wie ein Winken aus der höheren Heimat über dem Dunst dieser Erde leuchten sieht. Aber das Leben ist ein Wandern auf breiten staubigen Straßen, und die goldenen Bilder erlöschen und versinken wohl auf lange Strecken, manchmal aber für immer.

Vielleicht hast du auch schon ein solches Bild in dir aufgenommen und trägst es verschlossen in deinem kleinen Herzen und hütetest es wie ein schamhaftes Geheimnis; denn von solchen Erlebnissen pflegt man nicht zu sprechen, weil man ahnt, daß ein Hauch genügt, Heiligstes zu beslecken.

Bewahre dir fürs Leben so ein Heiligstes in der Seele. So lange noch ein Fünkchen glüht von diesem Golde, so lange kannst du nicht ganz verloren gehen.

Du bist anders als dein Vater. Es ist fremdes Blut in deinen Adern, und ich muß manchmal daran denken, daß deine Mutter von den Wellen des Mississippi geschaukelt wurde, und daß deren Mutter als Kind die freie Luft der Schweizer Berge atmete. Möge dir von daher all das Gute gekommen sein, das dein Vater dir nicht mit ins Leben hat geben können. Ich denke, du wirst nicht beiseite stehen, du wirst zugreifen und dir das Deine nehmen.

Ich ließ jeden Tag an mich herankommen. Ich war wie ein verwehtes Saatkorn, das auf einem breiten Strom dahintreibt. Wird es sinken, oder wird es irgendwo an das Ufer gespült werden und Wurzel treiben und keimen?

Es war ein Glück, daß ich meinen Boden fand, und die Leute sagen, es sei kein wertloses Korn, das da angeschwemmt worden. Aber ein Glück bleibt es doch, und ich muß in Demut sagen, mein ganzes Leben stand unter einem guten Stern.

Ob das Samenkorn von der Rose weiß, die in ihm schlummert? Der Wurm von dem Schmetterling?

Ein ewiges Ahnen geht durch alle Kreatur von ihrer göttlichen Bestimmung. Und das war es, was mich trug, bis in diese Tage hinein, und was mich weiter tragen wird, solange ich die Sonne noch grüßen darf: ein kindliches Vertrauen, du ruhst in sicherer Hand. Andere nennen es Gottvertrauen. Und warum soll ich es nicht auch so nennen?

Und das ist es, was ich wünschte, dir und deinen Schwestern ins Blut gegeben zu haben, diese meine Art Frömmigkeit, die mich jeden Morgen mit fröhlichem Herzen hat begrüßen lassen, und die auch heute noch klingende Türme vor sich sieht, die mit goldenen Fingern in den aufgetanen Himmel zeigen.

Aus „Die Stadt mit den goldenen Türmen“. Groteischer Verlag, Berlin.

Gustav Falke.

Groteischer

Es hatte fraglos sein höchst eigenes Gesicht — das Lübeck um die Jahrhundertwende, in der ein guter Wind mich auf mehr als anderthalb Jahrzehnte an die Lübecker Handelskammer verschlug.

Nicht nur den Historiker, den Kunsthistoriker und den Städtebauer nahm und nimmt dieses Gesicht immer von neuem gefangen. Auch dem Soziologen, der von der inneren Struktur, von der Stadt Lübeck als Gemeinwesen, ausgeht, zeigte und zeigt sich trotz gewisser Wandlungen der jüngsten Zeit noch heute ein wegen seiner Eigenart fesselndes Bild. Ja, mir will scheinen, daß man erst durch eine solche Betrachtung dem Wesen der Stadt wirklich näherkommt.

Der erste Eindruck, den dem Stadtfremden eine Rundschau etwa vom Petri-Kirchturm mit anschließender Stadtwanderung vermittelt, ist der: diese Stadt ist ein lebendiger Organismus. Auf dem Schildkrötenrücken der alten Stadt die ragenden gotischen Dome; im inneren Hafen die ein halbes Jahrtausend alten Warenspeicher mit ihren roten Treppengiebeln; in den verschiedenen „Gruben“, die zum Hafen führen, in der Mengstraße und in den Straßenzügen, die das Burgtor mit dem Mühlentor verbinden, die alten kaufmännischen Patrizierhäuser verschiedener Jahrhunderte; zwischen ihnen die bescheideneren Häuser des behäbigen bürgerlichen Mittelstandes; in den schmalen Querstraßen sowie — außer Marien und Jakobi — um die Kirchen herum die Kleinbürgerhäuser des Handwerks; in den winkligen „Höfen“ endlich, sanitär gewiß nicht immer einwandfrei, die Häuschen der handarbeitenden untersten Gesellschaftsschicht. Es ist ein in seiner sozialen Gliederung, und zwar in der Selbstverständlichkeit dieser architektonisch abgestuften Gliederung, überaus anziehendes Bild, welches aus der Vogelschau ein solcher Blick auf die großen kleinen und kleinsten roten Dächer der Stadt bietet. Von der St.-Lorenz-Vorstadt und wenigen Ausnahmen in den drei anderen Vorstädten abgesehen, hat man sich hier weder kasernieren noch atomisieren lassen. Jeder ist, was er ist, und jeder zeigt auch, ohne Scheu und nicht ohne gesundes Selbstbewußtsein, was er ist.

Diese im Gegensatz zu aber Tausenden anderen großen Städten der Welt so betont und so selbstverständlich nach außen zur Schau gestellte soziale Gliederung des Stadtaufbaus findet ihr Gegenstück in der bis in die jüngste Zeit ebenso selbstbewußt ausgeprägten korporativen Gliederung der Stadtbevölkerung selber. Daß die Arbeiterschaft im Verbande ihrer Gewerkschaften straff zusammengefaßt ist, daß die Anwälte oder die Ärzte, die Kaufleute und das Gewerbe ihre „Kammern“ haben, bildet gewiß keine Lübeckische Besonderheit. Schon die Handwerkerinnungen leben jedoch keineswegs nur von Gesetzes wegen. Neben diesen Innungen aber besteht, wenn

mit von kleineren Ämtern absehen, z. B. für die Träger im Hafen seit dem Mittelalter die „Träger-Compagnie“ und nicht minder für deren Arbeitgeber, die Reeder und Kapitane, die etwa ebenso alte „Schiffer-Gesellschaft“ in ihrem weltberühmten Schifferhause. Wichtiger noch sind die großen Zusammenschlüsse des Gewerbes in der „Gewerbe-Gesellschaft“ und nicht zum mindesten des gesamten Handels einschließlich der Industrie in der „Kaufmannschaft“, endlich über alle Stände hinweg die alte und hochangesehene „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit“. Erst wenn man sich diese wechselvolle Buntheit des körper-schaftlichen Aufbaus vor Augen hält, begreift man, warum diese Stadt als Gemeinwesen für den land-fremden Preußen so stark aus dem Rahmen des ihm Bekannten herausfallen muß.

Noch bemerkenswerter ist einmal die organische Verflechtung der meisten dieser Gebilde mit dem Staate selbst, nicht minder die durch die neueste Entwicklung allerdings überholte Eigenart im Aufbau der bürger-schaftlichen Vertretung selber.

Dem verstorbenen Philosophen Rudolf Steiner schwebte für den staatlichen Neuaufbau der Zukunft bekanntlich eine „Dreigliederung des sozialen Organismus“ vor. Entpolitisierung der Wirtschaft auf der einen, Entpolitisierung der Kulturfragen auf der anderen Seite waren für ihn wichtige, leitende Gesichtspunkte. Ob richtig oder unrichtig, gesetz- oder verfassungsmäßig ist dies meiner Überzeugung nach eine unlösbare Aufgabe. Der Streit um die Trennung der Gewalten sowie um den Schlüssel zur Lösung der Aufgabe würde nur erneut die Köpfe spalten. Näherkommen wenigstens kann man jenem Ziele wohl nur durch eine zweckdienliche Verteilung der öffentlichen Aufgaben in staatliche und korporative Aufgaben.

In Lübeck ist man freilich bis vor kurzem in dieser Entpolitisierung schon im Staate selbst noch erheblich weitergegangen. In großen Staatsgebilden mag die streng parteimäßige Gliederung des Parlaments wie der Regierung eine mehr oder weniger unentrinnbare Notwendigkeit sein, so sehr man bezweifeln mag, ob die heutigen Parteischemen nicht schon vielfach Züge der Überalterung tragen. Die Anwendung des gleichen Schemas auf die begrenzten und unmittelbar praktischen Aufgaben einer Stadt oder eines Stadt-Staates ist aber vielleicht doch kein so unbedingtes Gebot der Notwendigkeit, wie es gemeinhin erscheint. Im Lübeck der Vorkriegszeit jedenfalls spielten — abgesehen von der Sozialdemokratie, die als Vertreterin der Handarbeiterschaft und gewisser Kreise der Angestellten-schaft allerdings ihrem Kern nach eigentlich von allen Parteien die ausgeprägteste Berufsvertretung darstellt — die bekannten großen bürgerlichen Parteien für das öffentliche Leben der Stadt überhaupt keine Rolle. Zwar war nicht die Verfassung als solche mehr berufs-ständischen Inhalts (abgesehen vom Senat, der sich in gelehrte und kaufmännische Mitglieder deutlich gliederte). Aber die praktische Handhabung der bürgerlichen Wahlen war es um so mehr. Denn die Aufsätze für die bürgerlichen Wahlen und damit praktisch die

Wahlen selber lagen bekanntlich ganz in den Händen des alle bürgerlichen Bevölkerungsgruppen um-fassenden „Baterstädtischen Vereins“. In ihm einigten sich — im Auftrage ihrer Korporationen und Ver-einigungen — die Vertreter der Groß-Kaufmannschaft und des Kleinhandels, der Gewerbe, der Grund-besitzer und der Landwirte, der gelehrten Berufe und zum Teil der Angestellten-schaft ohne jedes Partei-dogma sowohl über den Verteilungsschlüssel für die Kandidaten der einzelnen Gruppen, wie über die Wahlaufsätze selber. Damit war der Wahlvorgang faktisch bereits im voraus erledigt. Ein gesetz-mäßig normierter Verteilungsschlüssel bestand nur in der fraglos ungerechten politischen Kontingentierung der Bürgerschafts-sitze für die kleinen Steuerpflichtigen, also zum Nachteil vor allem der Handarbeiterschaft und der ihr benachbarten Schichten. Dies zu vermeiden wäre bei besserer Einsicht wohl möglich gewesen. An der im Kern dem sozialen Aufbau des Stadt-Staates folgenden Gliederung der Bürgerschaft hätte eine gerechte, notwendige, aber bei gutem Willen auch mögliche Korrektur jenes Fehlers an sich nichts Grundlegendes zu ändern brauchen.

Die Vor- und Nachteile dieses Zustandes gegenüber dem anderer Städte und gegenüber dem heutigen Zu-stande zu werten, kann natürlich nicht Zweck dieser Zeilen sein. Es genügt festzustellen, daß das innere staatliche Lübeck bis über den Weltkrieg hinaus ein von „normalen“ städtischen Gebilden gänzlich ab-weichendes Gepräge hatte und — wirklich nur trotz-dem? — doch eine gesund aufstrebende Hafen-, Handels- und Industriestadt war. Daß jedenfalls die Beziehungen der Bewohner untereinander, die Har-monie ihres Zusammenlebens hiervon vorteilhaft beeinflusst wurde, werden auch diejenigen zugeben, welche die auch mit diesem politischen System fraglos verbundenen Unstimmigkeiten in den Vordergrund stellen.

Eine weitere Besonderheit im Sinne der Ent-politisierung bildete eine in dieser Ausprägung in Deutschland wohl einzigartige Überlassung wichtiger Staatsaufgaben an vorhandene korporative Or-gane.

Zunächst auf dem Gebiete der Kulturpflege! Hier ist es die schon erwähnte sogenannte „Gemein-nützige“, welche neben früheren sozialen Aufgaben, die allmählich der breiteren Schultern von Staat und Reich bedurften, kulturelle Aufgaben weittragender Art seit langem übernommen hat. Ihr anzugehören, war und ist in breiten Kreisen des lübeckischen Bürger-tums selbstverständliche bürgerliche Pflicht. Von ihr wird nicht nur das Vortragswesen der Stadt in weitem Maße getragen; auch die ganze Museumsverwaltung war und ist, wenn auch mit staatlichen Zuschüssen, ihre Sache; ihr wöchentlich erscheinendes Organ, die „Lübeckischen Blätter“, sind ohne Frage von jeher der beste geistige Spiegel der Stadt, und ihre Bücherei kann sich neben anderen öffentlichen Büchersamm-lungen durchaus sehen lassen.

Schließlich — und zwar wiederum bemerkenswerter-weise als Mitträger wichtiger Staatsaufgaben — die

„lübeckische Kaufmannschaft“. Ihr Einfluß auf Staat und Verwaltung in den Hansestädten ist gewiß allgemein sehr groß, viel größer jedenfalls als irgendwo sonst im Binnenlande. Darüber hinaus ist ihre besondere, in Deutschland einzigartige Aufgabe vor allem die Verwaltung aller See- und Binnenhäfen einschließlich der daraus sich ergebenden Nebenaufgaben, die überall sonst beim Staat oder bei der Stadtverwaltung liegen. Wortführer der Bürgerschaft, Präses der Kaufmannschaft und Direktor der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit war und ist wohl auch heute noch in Lübeck die selbstverständliche Trias der höchsten Ehrenämter der Stadt. Sie ist es so sehr, daß Bürgermeister und Senatoren bekanntlich früher überaus häufig erst Mitglieder dieser Trias waren, ehe sie zum höchsten Staatsamt berufen wurden.

Es war also, um cum grano salis auf Steiner zurückzukommen, eine immerhin beachtenswerte Annäherung zu einer „Dreigliederung des sozialen Organismus“, teils auf staatlicher, teils auf korporativer Grundlage, welche dem öffentlichen Leben Lübecks bunten und lebendigen Inhalt gab. Sie wäre, wenn auch mit unbedingt notwendigen Um- und Weiterbildungen, weiterer fruchtbarer Ausgestaltung durchaus fähig gewesen, wenn die neue Zeit etwas mehr Nährboden für das organische Wachstum solcher geschichtlich bedingten Gebilde mitbrächte, die in der Vergangenheit trotz allem, was man einwenden mag, doch im Kern gut und gesund, jedenfalls bodenständig waren.

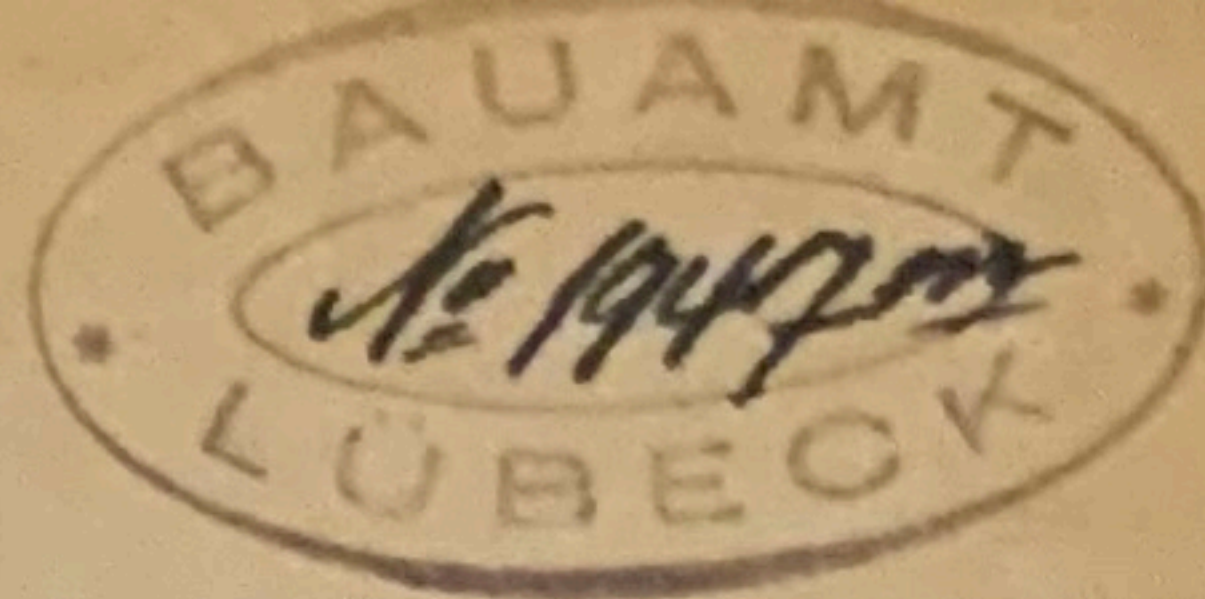
In einem solchen, dem inneren Leben wie dem äußeren Bilde Lübecks seinen Stempel aufdrückenden Gesamtorganismus zu leben und zu wirken hatte, trotz mancher Kleinlichkeiten (die aber gewiß auch anderswo nicht fehlen), zweifellos seinen eigenen Reiz. Dieser Reiz war um so größer, als Lübeck für die berufsmäßige Wahrnehmung seiner öffentlichen Funktionen keineswegs Inzucht trieb. An der Spitze der Geschäftsführung der Bauverwaltung, der Verwaltungsbehörde für städtische Gemeindeanstalten, des Schulwesens, der Gerichtspflege z. B. standen meist auswärts erprobte Männer, denen man — ich erinnere nur an den alten Rehder — trotz aller Kollegienverfassung einen weitreichenden Spielraum für ihre persönliche Gestaltungskraft ließ.

Dieses „alt-junge“ Lübeck, welches im Stadtbild so harmonischen Ausdruck findet — beispielsweise in dem Nebeneinander und Gegenüber von Burgtor und Kanalfafen, von Marienkirche und Wallhalbinsel, von Binnenstadt und Gartenvorstadt —, es fand für mich sein inneres Gegenstück in der fruchtbaren Arbeitsgemeinschaft zwischen dem staatlichen oder korporativen, von lübeckischen Kollegien und den gerade in verantwortlicher Stellung von ihnen meist von außen berufenen Männern ihres Vertrauens.

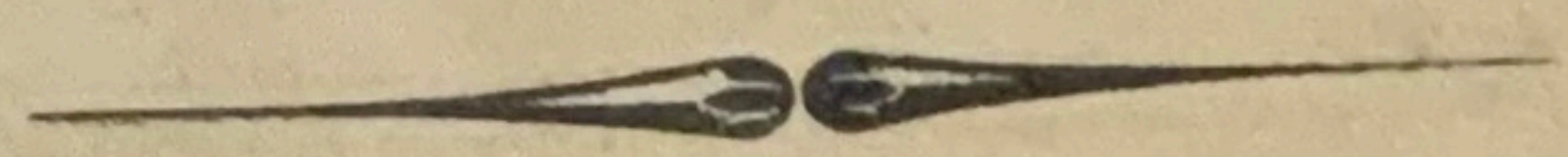
„Wi sin davör, wi möt dadör“, sagt ein alter lübeckischer Wahlspruch, und die früher jedenfalls herrschende „Concordia Domi“, von der das alte Holstentor kündigt, war eine gute Voraussetzung zur Erfüllung jener Losung.

Dr. Erich Wallroth, Berlin.

Im  
einer  
genius  
von w  
sein m  
Jahrh  
heute  
im Hin  
den S  
allem  
und B  
lebt u  
viellei  
vor vi  
Bannk  
roten  
fürlich  
Land,  
hat da  
der di  
Höhe -  
findsan  
wüsten  
alte W  
bares  
harten  
aufgeb  
aber n  
übt er  
Lübeck  
Glocke  
wie er  
Ostsee  
dröhnt  
Nenne  
wie sie  
Ratsstr  
Reichs  
des M  
Wehm  
wirtsch  
manns  
strom  
der W  
Jahrh  
hinterl  
Uns  
Lübeck  
komme  
Unsere  
Traves  
sich der  
band, r  
formen  
geschich  
war es  
Water  
wollte,

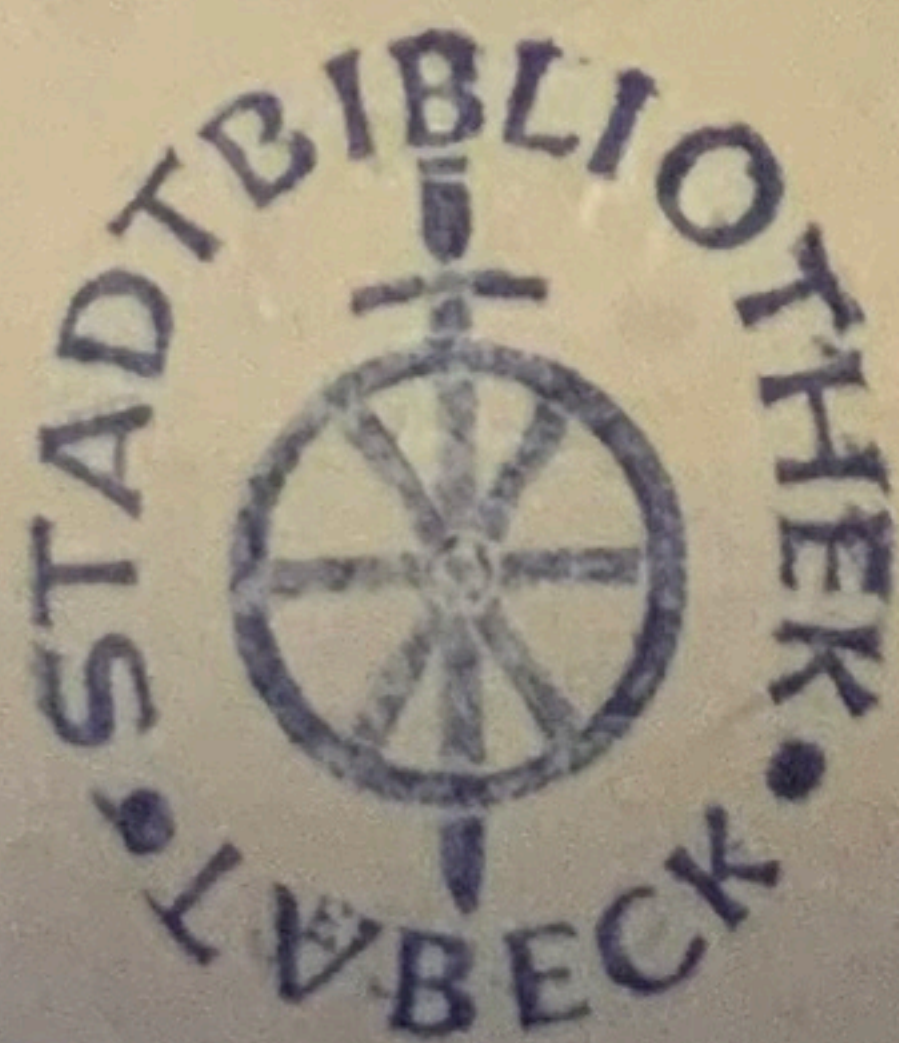


# Lübeckische Blätter.



Achtundsechzigster Jahrgang.

1926.



L 2

30: 1926

6

LS

Lübeck 1927.

Druck von H. G. Rahtgens.